

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Buelens, Geert

Europas Dichter und der Erste Weltkrieg

Aus dem Niederländischen von Waltraud Hüsmert

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42432-2

SV

Geert Buelens

Europas Dichter und
der Erste Weltkrieg

Aus dem Niederländischen
von Waltraud Hüsmert

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe: *Europa Europa! Over de dichters van de Grote Oorlog*
Erschienen 2008 bei Ambo/Anthos Amsterdam 2008

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert vom Flämischem Literaturfonds
(Vlaams Fonds voor de Letteren – www.flemishliterature.be)



Die Arbeit der Übersetzerin förderte der Deutsche Übersetzerfonds e.V.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42432-2

»Der Chauvinismus ist die ständige Lebensgefahr
der Menschheit.«

– Franz Pfemfert, »Die Besessenen«,
Die Aktion, 1. August 1914

In memoriam Alfons Buelens (1894-1975)

1. Karabinier-Regiment

Soldat im Ersten Weltkrieg

Inhalt

- 1 Etwas liegt in der Luft 9
Europa am Anfang des 20. Jahrhunderts
- 2 Ein heißer Sommer 50
Juli – September 1914
- 3 Jetzt spricht der Stahl 103
Herbst und Winter 1914
- 4 Der Geruch von Giftgas am Morgen 144
Der Krieg im Jahr 1915
- 5 Ein Europa des Wortes, ein Europa der Tat 186
Nationalismus und Revolution, 1915-1916
- 6 Gedichte schreiben nach Verdun und Somme 213
Die Schlachtfelder von 1916
- 7 Café Dada 230
Antisemitismus, Pazifismus und Avantgarde
- 8 Totaler Krieg 252
Friedensvorschläge, Revolution und Meuterei 1917
- 9 Wer den längsten Atem hat 285
Endspiel 1918

10 11/11 und danach 314

Europa 1918-1925

Nachwort 357

Anmerkungen 365

Bibliographie 403

Personenregister 441

Ortsregister 449

Danksagung 457

Etwas liegt in der Luft

Europa am Anfang des 20. Jahrhunderts

Ich habe jetzt vier Eisberge gesehen.

– Bertrand Russell, auf dem Atlantik, Juni 1914¹

Preisen wir das Leben ohne Scheu vor großen Worten – so wie im Juni 1914 der junge Schiffsbauingenieur in London, in einem Ton, der zu seinen Ambitionen passt, zu seiner Seelenlage und zu seiner Zeit. Eine »Triumph-Ode« schreibt er, ein Lobgedicht auf das moderne Leben. Eine überschwängliche, fast sexuelle Feier der Sinneseindrücke, die die neuen Fahrzeuge, Maschinen, Fabriken und Kommunikationsmittel dem Geist eines feinnervig und zugleich äußerst scharfsichtigen modernen Dichters bescheren. Nicht mehr das Zirpen der Grillen besingt er oder die zugige Grotte des menschlichen Herzens, sondern die vollständige Autonomie der modernen Maschinerie, die kurz zuvor noch unvorstellbaren Zerstreuungen des Stadtlebens und die sich ständig erneuernde Gegenwart des neumodischen Daseins. »Ach«, seufzt er, »wie gern wär ich *souteneur* [Zuhälter] von alledem!«² Dieser urbanistische Sinnenrausch verleiht selbst dem politischen Leben, dem Verbrechen und den Medien Charme. Vertreter sind nicht einfach Handlungsreisende, sondern fahrende Ritter der Industrie. Die Geburt des Konsumismus entgeht dem Dichter nicht (»Ihr überflüssigen Waren, nach denen

alle Welt lechzt!« (S. 51), aber in diesem von blinkender Lichtreklame gerahmten Paradies – im »unmittelbaren Weltensystem« (S. 51) – enthüllt sich ihm das Wesentliche. Dieser Mann ist ein urbanisiertes Pendant des amerikanischen Dichters Walt Whitman (1819-1892). Der Pantheismus des technisierten, mobilen Lebens – das ist sein Thema, die »Neue Offenbarung, metallene und dynamische Offenbarung Gottes« (S. 51). Kein wohlwollender Gott jedoch, sondern ein vollkommen amoralischer. Dieses Leben ist ja keineswegs ohne Gefahr und Gewalt. Für den buchstäblich gewissenlosen Dichter ist das kein Nachteil. Er preist nicht nur die neuen Konstruktionsverfahren, sondern auch den Fortschritt in der Rüstungsindustrie. »Panzern, Kanonen, Maschinengewehren, U-Booten und Aeroplanen« erklärt er ausdrücklich seine Liebe. Auch Zugunglücke, Bergwerkskatastrophen, Schiffbrüche gehören dazu. Einem Motor, der ihn zermalmt, gäbe er sich mit Wonne hin, wie eine Frau sich hingibt. Denn auch die Sexualität erfährt eine Transformation: »Masochismus durch Mechanismus!«, ruft er erregt (S. 53). Vernunft und Maß haben jede Bedeutung verloren, er will extreme Erfahrungen ohne Grenzen und Skrupel. Anders als die italienischen Futuristen, seine gleichgesinnten Zeitgenossen, fordert er jedoch nicht den Abriss alter Gebäude. Ausgiebig rühmt er die europäischen Kathedralen und gibt seiner Sehnsucht Ausdruck, sich den Schädel an ihnen einzurennen, um dann blutüberströmt von der Straße getragen zu werden, ohne dass jemand weiß, wer er ist.

Ist das der moderne Mensch? Ein Mensch, dessen Nerven so angespannt sind, dass er sich wünscht, er könne sie auf Kommando zerspringen lassen, wenn ihm alles zu viel wird? Schon gleich am Anfang macht diese Ode deutlich, dass ihr Verfasser auch die Schattenseite des Triumphs der Technik sieht: »Im schmerzenden Licht der großen elektrischen Fabriklampen / Fiebere ich und schreibe.« (S. 45). Das Schreiben ist offenbar

eine Möglichkeit, sich selbst zu beruhigen, ein Ersatz für die gewalttätigen Varianten, die der Dichter in seinem Text erforscht und reflektiert. »He da ho, ihr Revolutionen hier, da und dort./ Verfassungsänderungen, Kriege, Verträge und Invasionen,/ Unruhen, Unrecht, Gewalt, und vielleicht bald schon das Ende,/ Der große Einfall der gelben Barbaren in Europa, / Und eine andere Sonne am neuen Horizont!« (S. 57) Ein gewisser Hang zur Apokalypse ist dem Dichter nicht fremd, zugleich aber relativiert er die Umwälzungen. Was bedeuten sie schon im Licht des sich ewig neu entfaltenden »Augenblicks« (S. 57), der die Erfahrung des modernen Lebens stützt? Der Einzelne hat kein inneres Leben mehr, kennt nur noch die Außenseite, wo er an alle Züge gekoppelt, auf alle Kais gehisst wird und in den Schrauben aller Schiffe kreist. »Heida! Ich bin die Reibungshitze und die Elektrizität! / Heida! Und die *rails* und die Maschinenhäuser und Europa!« (S. 59) Mitgerissen und aufgenommen in das Stampfen und Dröhnen, stößt er zum Schluss nur noch Schreie aus. Der Mensch ist Maschine geworden.

Dann aber gerät die Dynamik offenbar doch ins Stocken:

Zzzzzzzzzzzzzzzzz!

Ach, daß ich nicht alle Menschen bin und von allem Teil! (S. 59)

Das eine »Triumph-Ode«? Was für eine Farce! Es war nichts als ein gedanklicher Trip, ein mentales futuristisches Experiment, das mit dumpfem Aufprall wieder in der Realität landete. Dieser Mann war weder Maschine noch Zuhälter des modernen Lebens. Er war nicht Europa, nicht alle Menschen und nicht Teil von allem. Vollkommen individuell waren seine ekstatischen und katastrophentrunkenen Visionen indes auch nicht. Der Autor dieser Ode, Álvaro de Campos, entwickelte hier eigenwillige Variationen auf Themen, die auch andernorts in der europäischen Avantgarde erklangen. Eindeutig war sein Text nicht, trotz der provokanten Extreme. Wie hätte er das auch sein können?

De Campos' Leben, Werk, Ansichten und Visionen entsprangen ja dem vielseitigen Geist von Fernando Pessoa (1888-1935). Die Ode entstand gar nicht in London, sondern in Lissabon, am Schreibtisch eines Autors, der diese Stadt fast nie verließ, in seinem Kopf aber Welten schuf. Pessoa nahm das »I contain multitudes« (»ich enthalte Vielheiten«) von Walt Whitman wörtlich und veröffentlichte nicht nur unter eigenem Namen, sondern auch unter den Namen einer ganzen Reihe von »Heteronymen«. Für diese Parallelexistenzen ersann er neben dem Namen, der Biographie und dem Œuvre auch eine Literaturauffassung, der er zuneigte, die er sich jedoch nicht eindeutig zu eigen machen konnte oder zu eigen machen wagte. Im Frühjahr 1914 entstanden so der unerschütterliche heidnische Meister Alberto Caeiro und seine beiden Schüler, der von Disziplin besessene Neoklassizist Ricardo Reis und der mitunter leicht hysterische Futurist Álvaro de Campos. Was auf den ersten Blick vielleicht wie ein zusammengewürfeltes Potpourri von Stimmen erscheint, erweist sich in der Summe der verschiedenen Strategien und Methoden als nahezu repräsentativer Chor des intellektuellen Europa.

Pessoas Lösung mag radikal anmuten, doch die ihr zugrundeliegende prinzipielle Doppeldeutigkeit war in jenem Zeitabschnitt keineswegs eine Ausnahmeerscheinung – Hoffnung und Verzweiflung kämpften um die Vorherrschaft, so wie die europäischen Großmächte um Hegemonie stritten. Die einem Kalten Krieg ähnlichen Konflikte und Krisen unter anderem in Marokko (1905, 1907, 1911), Bosnien-Herzegowina (1908, 1909, 1912-1913) und der Türkei (1911) konnten nur mit knapper Not auf regionale Dimensionen beschränkt oder mit diplomatischen Kunstgriffen eingedämmt werden.³ Die Russen und vor allem die koloniale Supermacht Großbritannien fürchteten sich vor dem ökonomischen und territorialen Expansionsdrang der

jungen deutschen Nation. Die Franzosen teilten diese Angst, waren jedoch zugleich auf Revanche aus und wollten die in der schmachvollen Niederlage von 1870/71 verlorenen Provinzen Elsass und Lothringen zurückgewinnen. Das auffallend militaristische Deutschland hatte infolgedessen viele Feinde und klammerte sich an sein gutes Verhältnis zu Österreich-Ungarn. Doch die in ihrem Dünkel versinkende Doppelmonarchie war ihrerseits so verhasst und bedroht – sowohl die ethnischen Minderheiten innerhalb ihrer Grenzen als auch die Nachbarn in Italien, auf dem Balkan und in Russland wollten sie ganz oder teilweise auflösen –, dass Deutschland unweigerlich Gefahr lief, in die Auseinandersetzungen hineingezogen zu werden. Machtzentren und Waffenarsenale wurden erweitert, Allianzen geschlossen und auf die Probe gestellt. Nicht wenige Menschen spürten, dass sie an einem Wendepunkt der Geschichte standen.

Auch wenn Pessoa in Wirklichkeit nicht in London war, ganz mangelte es der zumeist allerdings eher phlegmatischen Literaturszene dort im Juni 1914 nicht an großen Worten. Am Zwanzigsten jenes Monats erschien die erste Nummer von *Blast*. *Review of the Great English Vortex*, der ausgeprägteste angelsächsische Beitrag zur Avantgarde. Mit zahlreichen Großbuchstaben und Ausrufezeichen machte Herausgeber Wyndham Lewis (1882-1957) auf den ersten Seiten klar, dass sein Blatt ein Forum sei für alle »vivid and violent ideas«, die ohne *Blast* niemals ein Publikum finden würden.⁴ Dieses Lebendige und Gewalttätige sprach natürlich schon aus dem Namen des Blattes, der so viel bedeutet wie »explodier« (als Aufforderung und als Verwünschung), nach britischer Gewohnheit aber auch einfach als Euphemismus für »verflucht« gelesen werden konnte.

Was verflucht war oder auch getrost in die Luft gesprengt werden konnte, verdeutlichten Lewis und seine Mitstreiter in mehreren Manifesten, in denen sie schon mal selbst einige »vivid and

violent ideas« vorstellten. Aus »Höflichkeit« nahmen sie sich als Erstes das eigene Land vor, wobei auffällt, dass sie das Problem als Folge äußerer Umstände schilderten. Schuld sei das Klima: Was wir brauchen, so Lewis und Co., sind heftige Schneestürme, denn das schlappe englische Wetter macht uns mild und sanft (S. 10-12). Die Sanftmut hielt sich freilich in Grenzen, denn als Nächstes nahm man sich eine Reihe französischer Eigenschaften vor (Sentimentalität, Sensualismus, Pariser Borniertheit ... S. 13-14) und dann wieder britische (Ästhetizismus und Snobismus, Humor als Flucht vor dem wirklichen Leben, die Mittelmäßigkeit des viktorianischen Zeitalters, S. 15-20). Unverblümt wurden dann rund fünfzig Institutionen und Persönlichkeiten mit einem aufrichtigen »BLAST« bedacht, darunter Sozialisten und Fürsorgebeamte neben den damals populären ausländischen Philosophen Benedetto Croce und Henri Bergson (bei dem Lewis in Paris studiert hatte und von dem er sich anfangs stark beeinflussen ließ). Ebenfalls auf der Liste: der 1913 mit einem Nobelpreis ausgezeichnete bengalische Dichter Rabindranath Tagore und der britische Pazifist Norman Angell, der in seinem Megabestseller *The Great Illusion* (1910) nachzuweisen versucht hatte, dass ein Krieg in der modernen Zeit für alle Beteiligten auf eine finanzielle Katastrophe hinausliefe und der Verlust niemals durch das eventuell eroberte Territorium würde ausgeglichen werden können.⁵ Und selbstverständlich richteten sich die Verwünschungen auch an einige Künstler, die als akademisch gebrandmarkt wurden, wie Edward Elgar. Die neue Kunst begann auch hier damit, die alte wegzusprengen.

Alles schien ein Riesenjux, aber hinter dem Draufgängertum und der Großsprecherei verbarg sich Unzufriedenheit über die internationale Stellung Großbritanniens und den Stand der Dinge im britischen Empire.⁶ Lewis behauptete zwar, seine Aussagen hätten keinesfalls etwas Chauvinistisches oder Patriotisches (S. 34), doch innerhalb des dreiunddreißig Seiten langen Mani-

fest betonte er immer wieder den einzigartigen Beitrag Englands zur Entwicklung der westlichen Kultur (»Die moderne Welt verdankt sich fast vollständig dem angelsächsischen Geist«, S. 39) und er versäumte es nicht, seine gewaltige (wieder: »violent«) Langeweile zu artikulieren angesichts des »kraftlosen Europeanismus« und »kosmopolitischen Sentimentalismus«, den er allorts wahrnahm. (S. 34) Gesunde Nationen sollten einander nicht imitieren und schon gar nicht nach einer undefinierbaren Art Europudding streben. Sie sollten ihre ureigenen Stärken zutage fördern und kultivieren. Oder etwa nicht?

Die Rhetorik von *Blast* war gewalttätiger als auf den britischen Inseln üblich, doch Unmut und Unsicherheit über *mighty Albions* Position in der Welt schwelten schon länger. Das ließ sich auch aus den Essays und Gedichten eines in diesem Umfeld vielleicht eher nicht vermuteten Mitarbeiters von *Blast* ablesen, Ford Madox Hueffer (1873-1939).⁷ Der damals tonangebende, eigentlich als »Impressionist« geltende Autor formulierte es natürlich besonnener als Lewis; er bevorzugte nicht das Ausrufezeichen, sondern lange, mäandernde Sätze und Understatement. Aber auch seine gewinnende Eloquenz konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er sich große Sorgen machte. Auch wenn er es nicht unbedingt zugegeben hätte – das frühe zwanzigste Jahrhundert war von mehr Widersprüchen gekennzeichnet, als selbst er noch verbal ins Lot bringen konnte. Und so wollte er natürlich kein vulgärer Patriot sein, war sich aber durch und durch seiner *Englishness* bewusst. Und er versuchte mit der Zeit zu gehen, ohne seine britischen Upperclass-Privilegien in Gefahr zu bringen. Obwohl er sich als Konservativer sah, befürwortete er Frauenwahlrecht und Home Rule (Autonomie) für Irland. In der ersten Ausgabe seiner Zeitschrift *The English Review* vom Dezember 1908 druckte dieser paternalistische Sozialist⁸ sogar ein Plädoyer für die Einführung einer staatlichen Rente und anderer sozialer Absicherungen für Witwen ab. Doch

er war alles andere als ein Revolutionär; vor allem wollte er Kultur verbreiten, und sei es nur, damit er in Ruhe gelassen wurde und Zeit hatte, feinsinnige Betrachtungen über die Entwicklung von Gedichtstrukturen anzustellen.

Aus den Aufsätzen in der *English Review*, in denen er sich mit dem aktuellen politischen Geschehen beschäftigte, sprach jedoch große Besorgnis. Hier versuchte jemand, wider besseres Wissen Ruhe zu bewahren, in der absurden Hoffnung, mit dieser Haltung die Entwicklungen beeinflussen zu können. Nicht, dass er blind gewesen wäre für die Realität: »Großbritannien treibt unweigerlich einem Krieg mit Deutschland entgegen« (April 1909), »hundert Faktoren weisen in diese Richtung, kein einziger deutet in Richtung Frieden.«⁹ Die Panikmache und Sensationsgier von Medien und Parlamentariern, völlig im Bann des Wettrüstens mit Deutschland, machten es seiner Ansicht nach nur schlimmer. Das Reich mit der stärksten Marine der Welt verhalte sich so, als sei es alles andere als kriegsbereit, es zeige sich schwächer, dekadenter und kränker, als es im Grunde sei, sodass Deutschland auf die Idee kommen könne, es anzugreifen. »Wir ermutigen einen Angriff auf eine Art, die sich für den Frieden in Europa als verhängnisvoll erweisen wird«, stellte Hueffer bestürzt fest. (S. 359)

Gelassenheit und Stärke solle England ausstrahlen, und um dem von Natur aus militaristischen Preußen etwas entgegenzusetzen, müsse es eine nationale Armee aufstellen. Das schulde das Land seiner Stellung als »Imperial race«, so Hueffer: »Wir stehen auf einer anderen Kulturebene als fast alle unsere Nachbarn, und da wir friedfertiger und zivilisierter sind, müssen wir, um der Menschlichkeit willen, bereit sein, nicht nur uns selbst zu behaupten, sondern auch die Integrität unserer engsten Bündnispartner zu erhalten, die wie wir Frieden und Kultur lieben.« (S. 144) Einen Vorwurf an Preußen dürfe man nicht herauslesen, betonte der Autor: »Das ist das, wofür Preußen steht und

warum Preußen besteht. Und wer wagt es, im Lichte der Ewigkeit, zu behaupten, dass nicht sie, sondern wir das eigentliche Wohl der Menschheit verkörpern?» (S. 137) Der Begriff fiel nicht, aber eigentlich prognostizierte Hueffer hier einen fast darwinischen Kampf ums Überleben zwischen zwei legitimen, aber leider völlig unvereinbaren Weltanschauungen. Mit anderen Worten, einen *clash of civilizations*. Hueffer bemühte sich dennoch um Großmut. Streng genommen habe jeder das Recht auf sein eigenes Reich. Aber die Briten seien nun mal beim Ausbau des ihren die Ersten gewesen, also bliebe ihnen nichts anderes übrig, als es zu verteidigen. Würden sie das nicht tun, stünde ihnen das traurige, ja jämmerliche Los der einst so stolzen Polen und der ehemals die Kultur des Abendlandes begründenden Griechen bevor. (S. 357) England würde Weltmacht sein oder untergehen. Das sei das Schicksal der zur Errichtung eines Imperiums geborenen Nation.

Solche Gedanken zogen sich, mit etwas weniger Nachdruck vorgebracht, auch durch Hueffers oft lange, virtuos dahinströmenden Gedichte aus jener Zeit. 1911 veröffentlichte er den Lyrikband *High Germany*; er enthält neben der »freien Bearbeitung« eines Poems, das angeblich von einem Freiherrn von Süßmund stammt, Gedanken über das Land, das dem Buch den Titel gab und in dem Hueffers Vater geboren wurde. »To all the Dead« war das zentrale Gedicht: dreizehn Seiten, teils Reisebericht, teils Träumerei, teils Klagelied, teils Vision erzählte es unter anderem von einer *gothic* anmutenden Begegnung mit einem Liebespaar, das aus seinem deutschen Hünengrab aufersteht. Die lokale Bevölkerung schien die bange Faszination für Tod und Verfall des Erzählers nicht zu teilen. »Das ist das Wahre Deutschland« [*High Germany*]. / Erhebt die Gläser. »Prosit!« auf die Vergangenheit, / auf die Toten!«¹⁰ Das Gefühl absoluter Sinnlosigkeit und die Angst vor Verfall und Vergänglichkeit herrschten auch in der »Canzone a la Sonata« vor, in der Hueffer seinem jungen

und dynamischen amerikanischen Schüler Ezra Pound eine Reihe rhetorischer Fragen stellt, die von tiefem Kulturpessimismus und nicht länger getarnter Furcht vor totaler Vernichtung zeugen. Was, außer »unbestimmter Angst«, habe die moderne Zeit eigentlich hervorgebracht? (S. 59) Heiterer scheint es in »Rhyming« zuzugehen; hier hängt der Dichter Tagträumen nach und malt sich Was-wäre-wenn-Situationen aus. Die am detailliertesten geschilderte Phantasie verriet in ihrer ganzen ostentativen Unschuld vielleicht etwas von Hueffers eigenen ambivalenten Gefühlen: Was wäre, wenn wir London nach Deutschland verpflanzten, es dort wiederaufbauten als eine Stadt »like old Cokayne« – wie das Schlaraffenland –, »wo alte tote Leidenschaften wieder aufleben« (S. 52-53)? Lag die Zukunft vielleicht doch auf dem Kontinent?

Zu dieser fast blasphemischen Schlussfolgerung kam auch der junge Schotte Charles Hamilton Sorley (1885-1915).¹¹ Zunächst führte er das Leben – britischer als britisch –, das zu den Kindern eines Philosophieprofessors in Cambridge gehörte: Elite-internat Marlborough, Geländelauf und Lyrik. Aus seinen Briefen geht hervor, dass er sich schon in frühem Alter für die Gedichte in *The English Review* interessierte.¹² Ob er auch die politischen Aufsätze las, ist nicht überliefert, aber seine Gedanken gingen fast in die gleiche Richtung. Mit siebzehn, im Oktober 1912, verfasste Sorley ein dreiteiliges Gedicht, dreizehn Vierzeiler lang, das von dem schmerzlichen Kontrast zwischen dem stolzen England von einst und der durch hohle Worte und Apathie gekennzeichneten Dekadenz seiner eigenen Zeit handelte. Sein »Call to Action« endet mit den Worten:

Soldat der Feder, kümmerlich und blass
Vertieft in tintenblaues Streben
Sei so wie einst: Ein Mann war noch ein Mann
England es selbst und Leben war noch Leben.¹³

Mit seinem schriftstellerischen Talent schien er selbst auch eine eher verkopfte Richtung einzuschlagen, aber Ende Januar 1913 eröffnete er seinen Eltern in einem Brief, dass er zwar nach Oxford gehen wolle, jedoch nicht, um – wie sie gehofft hatten – klassische Sprachen zu studieren und in Indien Karriere zu machen. Er wolle Lehrer werden oder in einer Wohlfahrtseinrichtung arbeiten.¹⁴ Ein Stipendium für Oxford wurde ihm auch zuerkannt, allerdings erst ab Herbst 1914. Sorleys Vater hatte seine eigenen Studentensommer in Berlin und Tübingen in besserer Erinnerung, deshalb schien es ihm eine gute Idee, seinen Sohn in der Zwischenzeit nach Deutschland zu schicken. Schwerin gefiel dem Sohn ausgezeichnet; in langen, begeisterten Briefen berichtete er seinen Eltern, ehemaligen Klassenkameraden und Lehrern ausführlich von seinen Erlebnissen und Gedanken. Oft ging es darum, wie anders die Deutschen doch seien. Und fast immer meinte Sorley das als großes Kompliment: Sie seien spontaner und unbefangener, ihre Sprache lasse die banalsten Gedanken geistvoll klingen, und wenn sie sängen, vor allem die Soldaten ... »War das Gesang? Eine Art Gebrüll war es – etwas Glorioses und Sinnloses über das Vaterland (in England wäre das verwerflicher Jingoismus gewesen, in Deutschland also nicht).« Sorley war nicht nur tief beeindruckt, fast schien es wie eine Bekehrung: »Als ich nach Hause kam, fühlte ich mich als Deutscher und war stolz, ein Deutscher zu sein: Als der stürmische Gesang am lautesten erschallte, hatte ich das Gefühl, ich könnte vielleicht sogar für Deutschland sterben – nicht im Entferntesten hatte ich dieses Gefühl jemals für England und werde es auch nie haben.«¹⁵ Dort, im fremden Land unter fremden Menschen, entdeckte Charles Hamilton Sorley die Bedeutung des Patriotismus.

Für Guillaume Apollinaire (1880-1918) war das immer ein eher nebulöser Begriff gewesen. Der Dichter war im ersten Jahrzehnt

des zwanzigsten Jahrhunderts zum Anführer und Sprachrohr der französischen Avantgarde geworden, ohne selbst Franzose zu sein. Als Sohn einer russisch-polnischen Mutter und eines unbekannten italienischen Offiziers galt er den Behörden als Russe, der Presse und seinen Freunden als Pole.¹⁶ Im grenzenlosen Europa der Belle Époque schien das keine Rolle zu spielen, solange man nicht in Schwierigkeiten geriet. 1911 wurde Apollinaire jedoch fast des Landes verwiesen, nachdem er zu Unrecht des Diebstahls der Mona Lisa aus dem Louvre beschuldigt worden war und eine Woche im Gefängnis verbringen musste. Als ultranationalistische Blätter sich zu antisemitischen Äußerungen gegen ihn hinreißen ließen (für die Presse sei jeder Pole automatisch Jude, bemerkte Apollinaire später dazu¹⁷), überlegte der schockierte Dichter, ob er versuchen solle, französischer Staatsbürger zu werden. Im Geiste und mit dem Herzen war er das schon immer gewesen. Wie international orientiert er auch wirken mochte, wie kosmopolitisch auch sein Freundeskreis war, sein Bezugssystem war unverkennbar französisch, und er pochte auf sein »Franzosentum« mit dem Fanatismus, der assimilierten Migranten manchmal eigen ist.¹⁸ Assimilation und Nationalitätenprobleme zogen sich wie ein roter Faden auch durch seine journalistische Arbeit. So verurteilte er die Russifizierung Finnlands als »einen machiavellistischen Plan, der nicht nur eine Kultur, sondern auch das Leben eines ganzen Volkes vernichten will«.¹⁹ Oder er zeigte Interesse am verfassungsrechtlichen Status von Bosnien-Herzegowina (S. 449), erläuterte dem französischen Publikum detailliert die sich verschiebenden Allianzen zwischen Panslawisten, dem Zarenreich und der Doppelmonarchie (S. 456-458) und zitierte ausführlich aus einem Artikel über die Assimilation von Juden in Polen, dessen Verfasser alle Hoffnungen auf den Liberalismus setzte als Bastion gegen »die preußische Gewalt und die russische Barbarei«. (S. 454)

Neben den geopolitischen Strukturen existierte für Apolli-